Mann. Beiden kann es Vortheil sein.

Noch denselben Abend fragte der Kaiser den Cardinal nach dem Namen jenes Geistlichen und kurze Zeit darauf erfuhr Myriel mit Verwunderung, daß er zum Bischof von D. ernannt sei.

Was Wahres an dem Uebrigen war, das man von dem ersten Theil des Lebens Myriels erzählte, mußte Niemand. Wenige Familien hatten vor der Revolution die Myriels gekannt.

Myriel erging es wie Jedem, der in eine kleine Stadt kömmt, in welcher es viele Zungen giebt, die schwatzen, und sehr wenig Köpfe, die denken. Er mußte, sich es gefallen lassen, obgleich er Bischof war. Im Ganzen aber war dort das Gerede, in welches man seinen Namen mischte, eben nur Gerede und Schwätzerei.

Nach neunjähriger Verwaltung des Bisthums und Anwesenheit in D. waren die Redereien, die Gesprächsgegenstände, welche im Anfange die kleinen Städte und die kleinen Leute beschäftigen, vollständig vergessen. Niemand hätte davon zu sprechen oder nur daran zu errinnern gewagt.

Myriel hatte nach D. eine alte Jungfer, Fräulein Baptistine, mitgebracht, die seine Schwester und zehn Jahre jünger war als er. Seine ganze Dienerschaft bestand in einer Magd von gleichem Alter wie Fräulein Baptistine, Frau Magloire genannt, die in D. Kammerfrau des Fräuleins und Haushälterin des Herrn Bischofs hieß.

Baptistine war lang, blaß, hager und sanft, das wahre Ideal dessen, was man ehrbar nennt, den ehrwürdig kann, wie es scheint, nur eine Mutter sein. Hübsch war sie nie gewesen; ihr Leben, eine ununterbrochene Reihe frommer Werke, verbreitete gewissermaßen einen hellen Schein um sie und im Alter erhielt sie, was man die Schönheit der Gutherzigkeit nennen kann. Die Hagerkeit ihrer Jugend aber war in reiferen Jahren fast durchsichtig geworden, so daß man in ihr den Engel sah. Sie war mehr noch eine Seele als eine Jungfrau. Ihre Person schien ein Schatten zu sein; kaum so viel Körper war dabei, daß sie einem Geschlecht angehören konnte, ein klein wenig Materie mit etwas Schimmer, große Augen, die sie immer niedergeschlagen hielt, nur ein Vorwand für eine Seele, auf der Erde zu bleiben.

Frau Magloire dagegen war eine kleine, weiße, dicke Alte, immer geschäftig, immer athemlos, früher wegen ihrer großen Thätigkeit, später wegen Engbrüstigkeit.

Als Herr Myriel ankam, geleitete man ihn in seinen bischöflichen Palais mit allen Ehren, welche die kaiserlichen Decrete vorschrieben, die den Bischof unmittelbar nach dem Obersten stellen. Der Maire und der Präsident machten ihm den ersten Besuch, den er dagegen dem General und dem Präfecten machte.

Nach der Einführung wartete die Stadt, was der neue Bischof thun werde.

2.

Se. bischöfliche Gnaden Ehregott.

Der bischöfliche Palast in D. grenzte an das Hospital und war ein großer schöner steinerner Bau, den im Anfange des vorigen Jahrhunderts Heinrich Puget, Doctor der Theologie, Abt von Simore, 1712 Bischof von D., hatte aufführen lassen. lassen. Alles war großartig darin, die Zimmer des Bischofs, die Salons, der sehr große Ehrenhof mit Bogengängen nach alter florentinischer Art und der Garten mit herrlichen Bäumen. In dem Speisesaale, einer langen, prächtigen Gallerie im Erdgeschoß nach dem Garten zu, hatte Puget am 29. July 1814 hohen geistlichen Herren ein Festmahl gegeben. Die Portraits dieser Personen schmückten den Saal, und der denkwürdige Tag — 19. July 1714 war in goldenen Buchstaben auf einer weißen Marmorplatte zu lesen.

Das Hospital war ein schmales einstöckiges Haus mit einem Gärtchen.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft besuchte der Bischof das Hospital und nach demselben ließ er den Vorsteher desselben ersuchen, zu ihm zu kommen.

Wie viele Kranke haben Sie gegenwärtig Herr Director? fragte er.

Sechs und zwanzig, Ew. bischöfliche Gnaden.

So viel zähle ich.

Die Betten stehen freilich sehr dicht neben einander, sagte der Direktor.

Das bemerke ich.

Die Krankensäle sind nur Zimmer und können nicht wohl gelüftet werden.

So scheint es mir.

Auch der Garten ist sehr klein zum Herumgehen für die Genesenden.

Das sagte ich mir auch.

Bei Epidemien — dieses Jahr hatten wir den Typhus, vor zwei Jahren daß Schweißfieber — giebt es bisweilen hundert Kranke und dann wissen wir nicht, was wir beginnen sollen.

Das dachte ich mir.

Freilich muß man sich fügen und begnügen.

Diese Unterredung fand in dem großen Speisesaale im Erdgeschosse statt.

Der Bischof schwieg einen Augenblick, dann wandte er sich plötzlich an den Vorsteher des Hospitals mit der Frage:

Wie viele Betten könnten wohl in dem Saale stehen?

In dem Speisesale Sr. Gnaden des Herrn Bischofs? entgegnete der Direktor erstaunt.

Der Bischof überblickte den Saal und schien zu berechnen.

Zwanzig Betten fänden wohl Platz, sagte er, als spräche er mit sich selbst und zu dem Direktor setzte er dann hinzu:

Ich will Ihnen etwas sagen. Es waltet offenbar ein Irrthum ob. Sie sind ihrer sechs und zwanzig Personen in fünf oder sechs kleinen Zimmern, wir drei haben Platz für Sechszig. Es waltet ein Irrthum ob, sage ich Ihnen. Sie haben meine Wohnung und ich habe die Ihrige. Geben Sie mir mein Haus; Sie sind hier in dem Ihrigen.

Am nächsten Tage wurden die sechs und zwanzig armen Kranken in den Palast des Bischofs gebracht und der Bischof bezog das Hospital.

Myriel besaß kein Vermögen; seine Familie hatte in der Revolution alles verloren. Seine Schwester bezog eine Leibrente von fünfhundert Frcs., die im Pfarrhause zu ihren persönlichen Ausgaben genügten. Als Bischof empfing Myriel von dem Staate einen Gehalt von fünfzehntausend Frcs. An dem Tage, an welchem er das ehemalige Hospital bezog, beschloß er, jene Summe ein für allemal zu milden Zwecken zu verwenden.

Fräulein Baptistine unterwarf sich der Einrichtung ohne allen Widerspruch. Dieser frommen Jungfrau war Myriel gleichzeitig ihr Bruder und ihr Bischof, ihr bester Freund dem Blute nach, und ihr Vorgesetzter nach der Kirche. Sie liebte und verehrte ihn. Sprach er, so verneigte sie sich, that er etwas, so handelte er in ihrem Sinn. Nur die Haushälterin, Frau Magloire, murrte ein wenig. Der Herr Bischof hatte sich ja nur eintausend Francs vorbehalten, was also mit dem Jahrgehalte des Fräuleins Baptistine fünfzehnhundert Francs jährlich ausmachte. Mit diesen fünfzehnhundert Francs kamen die beiden alten Frauen und der Bischof aus.

Ja, wenn ein Geistlicher vom Lande nach D. kam, wurde es dem Herrn Bischof durch die strenge Sparsamkeit der Frau Magloire und die sorgsame Verwaltung des Fräuleins Baptistine möglich, ihn zu traktiren.

Als er ungefähr drei Monate in D. war, sagte der Bischof eines Tages:

Es geht mir bei allem dem recht knapp

Das glaube ich wohl, entgegnete Frau Magloire, bischöfliche Gnaden haben ja nicht einmal das Geld verlangt, welches ihm das Department für Equipage und Reise in die Diöcese zahlen muß. Die Bischöfe nahmen es.

Sie haben Recht, Frau Magloire, sagte der Bischof und er verlangte das Geld.

Einige Zeit darauf zog der Departmentsrath die Reclamation des Bischofs in Betracht und setzte ihm eine Summe von dreitausend Francs des Jahres für Equipage und Amtsreisen aus.

Die Bürgerschaft in D. erhob großes Geschrei darüber und ein Senator des Kaiserreichs, ehemaliges Mitglied des Raths der Fünfhundert, der für den 18 Brümaire gewesen und nicht ohne Belohnung geblieben war, schrieb an den Cultusminister, Herrn Brigot von Pre Ameneu in ziemlich gereiztem Tone einen vertraulichen Brief, aus dem wir folgende Zeilen mittheilen können:

„Equipagenkosten? Wozu Equipage in einer Stadt von weniger als 4000 Einwohnern? Reisekosten? Wozu die Reisen überhaupt und warum Extrapost in diesem Gebirgsgegend? Es giebt ja gar keine Straßen. Man kann nur reiten. Die Brücke über die Durance in Chateau-Arnoux trägt kaum Ochsenkarren. Die Geistlichen sind aber alle so — habgierig und geizig. Der jetzige spielte bei der Ankunft den guten Apostel. Jetzt macht er es wie die Andern, verlangt Equipage und Extrapost. Luxus will er treiben wie die ehemaligen Bischöfe! O das Pfaffenvolk! Herr Graf, es wird nicht eher besser, als wenn der Kaiser uns von den Schwarzröcken befreit! Fort mit dem Papste! Ich für meine Person bin für den Kaiser allein u. s. w."

Frau Magloir dagegen hatte ihre große Freude darüber.

Nun, sagte sie zu Fräulein Baptistine, mit den Andern hat der Herr Bischof angefangen, mit sich mußte er aufhören. So haben wir doch die dreitausend Francs für uns.

Abends schrieb der Bischof folgendes Verzeichniß, das er seiner Schwester übergab:

Equipage- und Reisekosten.

Zu Fleischbrühe für die Kranken im Hospital	1500 Frcs
Für den Frauenhülfsverein in Aix	250 „
Für den in Draguignan	250 „
Für die Findelkinder	500 „
Für die Waisen	500 „
Summa	3000 Frcs

Das war das Budget des Herrn Myriel.

Die bischöflichen Einnahmen, wie Dispense, Kirchen- und Kapelleneinweihungen, Trauungen u. s. w., erhob der Bischof um so eifriger und rücksichtsloser von den Reichen, da er sie den Armen gab.

Nach ganz kurzer Zeit brachte man ihm häufig Geld. Die, welche Geld hatten und die, welche keines hatten, erschienen bei Herrn Myriel; die letzteren, um die Almosen in Empfang zu nehmen, welche die ersteren daniederlegten. Ehe ein Jahr verging, war der Bischof der Vermittler aller Wohlthaten und der Cassirer aller Nothleidenden. Bedeutende Summen gingen durch seine Hände, in seiner Lebensweise änderte er aber nicht das Geringste und dem, was er bedurfte, fügte er nichts Ueberflüssiges hinzu.

Im Gegentheil, da es unten immer mehr Noth und Elend, als Mildthätigkeit oben giebt, so war immer alles eher ausgegeben als eingenommen; es war wie Wasser auf ausgedörrtes Land. Wie viel er auch Geld empfing, es fehlte ihm immer daran. Dann beraubte er sich selbst.

Die Bischöfe haben bekanntlich die Gewohnheit, ihre Taufnamen oben an ihre Hirtenbriefe und Verordnungen zu setzen. Die armen Leute in der Umgegend suchten sich mit einer Art Instinct unter allen Namen ihres Bischofs den heraus, in welchem sie einen Sinn fanden, und nannten ihn dann nichts anders als den Herrn Bischof Ehregott. Wir werden dem Beispiel folgen und ihn gelegentlich ebenso nennen. Der Name gefiel ihm übrigens.

Ich liebe ihn, sagte er. Ehregott macht das bischöfliche Gnaden wieder gut. —

3.

Durch wen er sein Haus bewohnen ließ.

Das Haus, welches er bewohnte, bestand aus einem Erdgeschoß und einem einzigen Stockwerk, beide mit drei Räumen und einem Boden darüber. Hinter dem Hause befand sich ein Gärtchen. Die Frauen hatten den ersten Stock inne. Der Bischof wohnte unten. Das erste Zimmer, das auf die Straße ging, diente als Speisesaal, das zweite als Schlaf- und das dritte als Betzimmer. Aus dem letzten konnte man nicht kommen, ohne durch das Schlafzimmer zu gehen und aus diesem nur durch das Eßzimmer. Am Betzimmer befand sich ein verschlossener Alcoven mit einem Gastbette, das der Bischof den Landgeistlichen anbot, welche Geschäfte oder Angelegenheiten ihrer Gemeinde nach D. führten.

Die Apotheke des Hospitals, ein in dem Garten und an das Haus angebautes Gebäude, war in Küche und Keller umgewandelt worden.

Außerdem befand sich in dem Garten ein Stall, welcher sonst die Küche des Hospitals gewesen war und in dem der Bischof zwei Kühe hielt. Wie viel Milch diese auch geben mochten, die Hälfte davon sandte er jeden Morgen den Kranken in das Hospital. Ich zahle meinen Zehent, sagte er.

Sein Zimmer war ansehnlich groß und ließ sich im Winter schwer erwärmen. Da nun das Holz in D. sehr theuer ist, hatte er in seinem Kuhstalle einen Bretterverschlag machen lassen. Darin verbrachte er während der größten Kälte die Abende und er nannte es seinen Winter Salon.

In diesem Wintersalon wie in dem Eßzimmer, gab es keine andern Möbel als einen viereckigen Tisch von weichem Holze und vier Strohstühle. Das Eßzimmer schmückte allerdings außerdem ein roth angestrichenes altes Buffet. Aus einem eben solchen Buffet, mit weißen Tüchern und unächten Spitzen belegt, hatte der Bischof den Altar in seinem Betzimmer hergerichtet.

Seine reichen Beichttöchter und die frommen Damen in D. hatten oft zusammen geschossen, um auf ihre Kosten einen schönen neuen Altar in dem Betzimmer Sr. bischöflichen Gnaden herstellen zu lassen. Er hatte jedesmal das Geld genommen und — den Armen gegeben. Der schönste Altar, sagte er, ist das Herz eines getrösteten Unglücklichen, der Gott dankt.

Ja dem Betzimmer standen zwei Betstühle von Stroh, wie in dem Schlafzimmer ein ebenfalls mit Stroh bezogener Lehnstuhl. Wenn er zufällig sieben oder acht Personen gleichzeitig zu empfangen hatte, den Präfecten, oder den General, oder Stab des in Garnison dastehenden Regimentes oder Schüler aus dem Seminar mußten die Stühle aus dem „Winter-Salon," die Betstühle aus dem Bet- und der Lehnstuhl aus Schlafzimmer herbeigeholt werden. So brachte man elf Stühle für die Gäste zusammen. Bisweilen aber erschienen sogar Zwölf. Dann verdeckte der Bischof die Verlegenheit dadurch, daß er vor dem Kamin stehen blieb, wenn es Winter war, im Sommer, im Garten umherging.

In dem verschlossenen Alcoven gab es allerdings auch noch einen Stuhl, aber das Stroh war zum Theil abgegangen und er hatte nur noch drei Beine, so daß er nur stehen konnte, wenn man ihn an die Wand lehnte. Fräulein Baptistine besaß in ihrem Zimmer eine sehr große Bergere von vergoldet gewesenem Holze u. mit geblümter Seide überzogen, aber man hatte sie durch das Fenster hinauf in den ersten Stock bringen müssen, weil die Treppe zu schmal war. Man konnte sie also nicht verwenden, wenn es unten an Sitzplätzen fehlte. Fräulein Baptistine wünschte zwar sehr ein Salon-Möbel von Mohagoni mit Schwanenhals und gelben Plüsch nebst Canapee zu kaufen; aber das hätte mindestens 500 Francs gekostet und da sie binnen fünf Jahren zu diesem Zwecke nur etwas über 42 Francs zu ersparen vermochte, gab sie es endlich auf. Wer erreicht je sein Ideal?

Einfacher konnte nichts sein, als das Schlafzimmer des Bischofs: eine Glasthür als Fenster nach dem Garten und ihr gegenüber das Bett, ein eisernes Hospitalbett mit Vorhängen von grüner Sesche; im Schatten des Bettes, hinter einem Vorhange, die Toilettengegenstände, welche allerdings die ehemaligen eleganten Gewohnheiten des Mannes von Welt verriethen; zwei Thüren, eine neben dem Kamine nach dem Betzimmer, die andere neben dem Bücherschranke nach dem Eßzimmer; der große Bücherschrank mit Glasthüren; der Kamin von marmorartig angestrichenem Holze, gewöhnlich ohne Feuer; auf dem Kamin ein versilbertes kupfernes Crucifix auf abgeschabtem schwarzem Sockel in einem Rahmen von ehemals vergoldetem Holze; neben der Glasthür ein großer Tisch mit Schreibzeug und ohne Ordnung herumliegenden Papieren und dicken Büchern; vor dem Tische der Strohstuhl; vor dem Bette ein Betstuhl aus dem Betzimmer.

Zu beiden Seiten des Bettes an der Wand hingen zwei Portraits in ovalen Rahmen. Kleine goldene Inschriften auf der Leinwand neben den Figuren zeigten an, daß das eine Portrait den Abbe von Chaliot, Bischof von St. Claude, das zweite den Abbe Tourtrou, General Vicar von Agde, darstellte. Der Bischof hatte sie in dem ehemaligen Krankenzimmer gefunden und sie da hängen lassen. Es waren Geistliche, wahrscheinlich Geschenkgeber, so daß er sie hochachtete. Man wußte von den beiden Männer nichts, als daß sie der König an einem und demselben Tage, 27. April 1785, zu ihrer neuen Würde ernannt hatte. Man las dies wenigstens auf der Rückseite eines der Bilder auf einem Stückchen vergilbten Papiers, das mit vier Oblaten angeklebt war.

Alle Zimmer im Hause ohne Ausnahme, sowohl die im Erdgeschosse als jene im ersten Stock, waren einfach geweißt, wie es in den Kasernen und Hospitälern gewöhnlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von St. Louis. — Ein eigenthümliches „Dicket" stellte ein St. Louiser Blatt auf; dasselbe lautet:

F. P. Blair Dictator.
H. Börnstein Dick thut er.

Der Demokrat.
Davenport, Iowa.
Donnerstag, den 6. November, 1862.

Der brittische Pirate.

Am 28. Oct. langte in Boston das Barkschiff „Azor" an mit den Capitänen und der Mannschaft der meisten von dem brittischen Piraten „Alabama" verbrannten Wallfischfahrer an Bord. Die Offiziere und Leute versichern alle, daß der „Alabama" kein anderes Schiff sei, als das brittische Schiff „290" und daß die ganze Mannschaft desselben unter Capt. Semmes aus Engländern besteht. Es ist ein Barkschiff von 1170 Tonnen Tragfähigkeit, führt zwei 64-, vier 32 Pfünder und zwei gezogene Pivot Kanonen. Mit Dampf läuft das Schiff 12 Knoten die Stunde. Meist fährt es aber mit bloßen Segeln, und dann hat es, infolge einer besonderen Vorkehrung, die Schraube aufgezogen. Es hat 72 Mann Besatzung, ist übrigens mäßig gebaut und wird dem ersten unserer Kanonenboote erliegen müssen, mit dem es in Kampf geräth.

Kapitän Semmes hatte ihnen alle Uhren und anderes persönliche Eigenthum abnehmen lassen.

Nach ihrer Gefangennahme hatte Semmes alle Offiziere in Eisen legen lassen, und als nach 52 Stunden der „Alabama" in die Nähe von Flores gelangt war, ließ er sie nebst der Mannschaft an's Land setzen.

Am 9. Sept. nahm Semmes den Schooner „Starlight" und dann die Barke „Ocean Rover". Beide setzte er in Brand. Der Schooner „Weather Guage" von Provincetown, der uns zu retten, herbeikam, wurde dann gleichfalls genommen, geplündert und in Flammen gesetzt.

An eben demselben Tage fand die Barke „Albert" von New London, 15 Meilen westlich von Flores dasselbe Schicksal. „Benj. Tucker," „Altamoha" „Courser" sind die Namen anderer Schiffe, welche um fast dieselbe Zeit von Semmes geplündert und verbrannt wurden.

Der Pirate, schließt der Bericht ist jetzt auf der Lauer auf unsere heimkehrenden Indiafahrer. Semmes ist, wie andere Piraten, nur den brittischen Gouvernement verantwortlich; denn sein Schiff ist ein brittisches Schiff mit brittischem Register.

Die Kriegstüchtigkeit und Loyalität des Farbigen.

Unsere Administration und Kriegsverwaltung wollen, soweit wie die amerikanische Demokratie von der Kriegstüchtigkeit und Loyalität der Farbigen etwas wissen und dieselben höchstens zum Schanzengraben, Begraben und zum Stiefelputzen verwenden. En Rob. Small ist ihnen eine „Schwalbe im Winter," und dem Zeugnisse der Rebllen, welche sie in Regimenter organisiren sowie dem Zeugnisse des General Jackson, des Winthrop und Anderer, welche die Farbigen Regimenter von New Orleans den besten weißen Truppen zur Seite stellten, verschließen sie Augen und Ohren.

General Buttler, Hunter, Lane und Andere, welche auf Bewaffnung der Farbigen drängen, sind natürlich bloße Abolitionisten, deren Zeugnisse kein Gewicht haben.

Es veranlaßt uns dieß, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, und denjenigen, welche an den Farbigen nichts, als schwarze Haut, Fleisch und Knochen finden, einige geschichtliche Thatsachen in's Gedächtniß zurückzurufen

Daß der erste Mann, der als Martyrer der Freiheit im Revolutionskriege, oder in einem Vorspiel zu denselben, nämlich dem Boston Massacre vor 1770, fiel, ein Neger Names Crispus Attucks war, das ist eine Thatsache, die, wenn sie auch an und für sich unsere Behauptung wenig beweist, jedenfalls etwas dazu beitragen sollte, bei dem Amerikaner ein gewisses Interesse für die Rasse zu erwecken und ihn zu veranlassen, sich weiter nach dem Antheil umzusehen, den die Farbigen am Kampfe für unsere Republik genommen haben. Er würde dann bald auf den Namen des Negers Salem treffen, der sich mit seinen farbigen Brüdern in der Schlacht von Bunker Hill so sehr auszeichnete. In seiner Beschreibung dieser Schlacht bemerkt Swett (cf Note in Bancroft), Major Pitcairn, durch List der Gefangennahme bei Lexington entgangen, war unter den ersten, welche die Verschanzungen bei Bunker Hill bestiegen. „Der Tag ist unser" rief er frohlockend aus, als er von der Kugel des schwarzen Soldaten Salem durch's Herz getroffen, todt in die Arme seines Sohnes sank. Salem entkam den Feinden im Augenblicke der Verwirrung, und Geo. Washington anerkannte rühmend seine tapfere That und den hochwichtigen Dienst, den er geleistet hatte.

Wer hat nicht von den „Bucks von America" gehört, deren Bravour und Tapferkeit im Revolutionskriege John Hancock durch Präsentation einer Fahne mit seiner Namensinschrift lohnte? Dieß waren Neger, schwarze Neger, unter Commando des bekannten Middleton, der seine farbigen Freiheitskämpfer gegen andere Truppen nicht vertauschen wollte.

Nicht weniger wichtige Dienste leistete der Sache der Freiheit das bekannte Rhode Island farbige Regiment, das aus lauter für den Kriegsdienst emanzipirten Sklaven zusammengesetzt war. Besonders ausgezeichnet und bewundernswerth war ihre Vertheidigung von Red Bank. Nur 400 Mann stark schlugen sie 1500 Feinde bei einem verhältnißmäßig furchtbarem Blutbade.

Nicht nur im Norden wußte man während der Revolutionskriege die hohen Dienste der Farbigen zu schätzen, sondern auch im Süden. Eine Convention von Delegaten aus Süd-Carolina und Georgia im Jahre 1779 beschloß z. B. ein Armeecorps aus Farbigen zu errichten, „das nicht nur durch Zahl, sondern namentlich durch seine Bravour und Disciplin dem Feinde furchtbar sein werde." In einer im Jahre 1828 im Congreß gehaltenen Rede hebt Martindale dieß besonders hervor, und fügt seine eignen Erfahrungen über das ausgezeichnete Benehmen der farbigen Truppen von Sackett's Harbor u. s. w. in der Zeit des Kampfes der Väter hinzu.

Ein Zeugniß anderer Art über die Kriegstüchtigkeit der Farbigen gaben Georgia-Delegaten, als sie an John Adams berichteten, daß wenn 1000 Mann regulärer Truppen mit hinreichendem Vorrath an Waffen in Georgia landeten und die Freiheit der Sklaven proklamirten, innerhalb 2 Wochen über 20.000 Sklaven tapfere Streiter für Freiheit geworden sein würden, denen man zu widerstehen nicht stark genug sein werde.

So wie zur Zeit der Revolutionskriege, so fochten auch in der Schlacht bei New-Orleans die Schwarzen an der Seite der Weißen, nicht weniger tapfer, nicht weniger tüchtig, als sie. Diese Thatsache ist zu bekannt, als daß wir noch Jackson's Proklamation citiren sollten.

Die Zahl der Schwarzen beträgt jetzt 4 Millionen. Sie sehnen den Augenblick herbei, da das Gouvernement in diesem zweiten Revolutionskriege ihnen die Waffen in die Hände legen werde. Warum geschieht es nicht? Ist die Freiheit weniger werth, weil sie auch von Farbigen erkämpft wird? Die Väter dachten anders. Eine Erhebung dieser vier Millionen würde dem Verrath des Südens schnell ein Ende machen. Die Botschaft der Freiheit ist bereits zu ihnen gedrungen und wird auch das Papier zerrissen, — aus dem Herzen der nach Freiheit sich Sehnenden reißt man sie nicht mehr. Die Sklaverei hat sich die Freiheit noch nicht unter die Füße gebracht.

Brittisches Treiben zu Gunsten der Conföderation.

„Das Volk des Nordens — sagte der brittische Staatskanzler Gladstone in seiner neulichen Rede in Newcastle — hat von dem bittern Becher der Enttäuschung noch nicht getrunken. Es hält ihn noch fern von seinen Lippen, diesen Becher, von dem die ganze übrige Welt sagt, daß es ihn trinken müsse. Wir mögen verschiedener Ansicht über die Sklaverei sein. Wir mögen für den Norden oder den Süden sein; aber Eines leidet keinen Zweifel — daß Jefferson Davis und die andern conföderirten Führer eine Armee geschaffen haben; daß sie, wie es scheint, eine Marine zu schaffen im Begriffe sind; und daß sie Das geschaffen haben, was mehr als alles Andere ist — eine Nation!"

Der Wunsch, daß diese „Nation" von Sklaventreibern unabhängig dastehe, ist in dem edlen, für die Menschenrechte der Neger heiß entbrannten Gladstone so stark, daß er sein Bedauern über die unternommene, nachträglich zurückgeschlagene, Invasion Maryland's durch die Südlichen ausspricht, weil dieselbe den Norden zu sehr gereizt und dadurch der Herstellung des Friedens auf Grundlage der Trennung neue Hindernisse bereitet habe.

Die Trennung selbst sei übrigens gewiß.

Gegenseitig gezieme es sich, Amerika gegenüber einen christlichen Ton der Duldsamkeit anzuschlagen, damit die Gemüther nicht zu sehr erbittert seien, wenn die Zeit für Europa nahe, einzugreifen und Frieden zu stiften.

Die Gladstone'sche Rede hat nach mehreren Seiten hin ihr charakteristisches Echo gehabt. Sir John Patington, der Tory-Führer, Herr Loden King, der Reformer, und mehrere Andere erklärten, sie seien von der staatsmännischen Tiefe der Aeußerungen des Schatzkanzlers ganz erfüllt und hoffen auf die baldige Anerkennung der neugeschaffenen „Nation". Einer der Redner erging sich in noch glänzenderen Prospekten: er nahm für den Fall eines Zusammenstoßes mit den Ver. Staaten bereits den Staat Maine und den Hafen von Portland, „die uns von Rechtswegen gehören", in Anspruch! Kurz, es geht recht gewürzig zu. Bemerken will ich noch, daß sowohl Gladstone wie die andern Redner bei aller Negerfreundlichkeit vergessen, auch nur ein Sterbenswörtchen über die letzte Lincoln'sche Proklamation einzuflechten. Die Nachricht von dieser Proklamation war am 4ten d. M., Morgens, hierhergedrungen. Am 7ten Nachmittags hielt Gladstone seine Rede.

Was der Schatzkanzler in Bezug auf diese Proklamation durch Schweigen geleistet, das leistete die englische Presse doppelt und dreifach durch wüthende Rede. Nur „Daily News" und „Star" stehen zum Norden, ohne die Halbheit der Lincoln'schen Politik zu verkennen.

Ein durch alle anti amerikanischen Artikel spielendes Argument ist: der Norden greife die Sklavenfrage nur aus Politik, aus Motiven der Staatskunst, nicht aus Menschenliebe auf. So weit Lincoln und die tonangebenden Politiker im Spiel sind, ist dieß ohne Zweifel richtig. Allein im Mund amerikafeindlicher Engländer verliert das Argument allen Werth, denn auch sie machen Lincoln ihre Vorwürfe nicht aus Rücksicht für den Neger, sondern aus dem bloß staatskünstlerischen Motiv der Sympathie a tout prix mit der Rebellion. So sagt die „Times" heute wieder ohne alle Schminke: „Was wir zu thun haben, liegt klar vor uns und ist unsere einzige Sicherheit. Wir müssen eine faktisch bestehende und mit Erfolg durchgeführte Unabhängigkeit diplomatisch anerkennen." K. B.

(W. P.)

Die reactionäre Verschwörung.

Jeder Tag steigert die Frechheit, mit welcher die reactionären Verschwörer ihre Pläne vor dem Publikum enthüllen. Vor wenigen Tagen kündigte Fernando Wood offen an, daß, wenn nicht Lincoln sich zum Werkzeuge einer Restauration der Sklavenhalterherrschaft hergebe, er gewaltsam gestürzt werden müsse. „Bei Gott," schwur der Verräther, „bei Gott, wenn wir nicht eine Veränderung des Regierungssystems erhalten, wird es eine Veränderung im Personal der Regierung geben." Und er fügte gleich hinzu, daß er dem „Despotismus" Lincolns den eines ruhmvollen Militär-Usurpators, eines Napoleon, vorziehe. "Little Mac!" brüllten dazu die Zuhörer, die Bezeichnung des erwarteten Monck der Junkerdynastie vervollständigend.

Vor dem Stadthause von New-York rief gestern Abend Hutchings: „Die elende Regierung, die wir jetzt haben, ist eine verruchte „abolitionistische." Durch sie sind wir in Bürgerkrieg, Elend und und Bankerutt gestürzt worden. Wir leben unter einem Despotismus, schlimmer, als der des Kaisers von Oesterreich, oder des russischen Czaren. Wenn Horatio Seymour erwählt wird, wird eine neue Regierung beginnen; es wird die „Union wie sie war, wieder hergestellt werden."

Der berüchtigte Cox von Ohio sagte: „Ich weiß nicht, ob die Abolitionisten (Republikaner) oder die Sezessionisten am stärksten verdammt werden müssen," ließ aber seinen Zuhörern nicht den mindesten Zweifel darin übrig, daß er sich eher für die letztern als für die erstern erkläre.

Rynders machte das noch deutlicher. Seine Vorredner, meinte er, scheinen die Sezessionisten und die Abolitionisten in ein gemeinsames Grab werfen zu wollen, aber er, (Rynders) glaubte, daß die Rebellen ein besseres Schicksal verdienten!

Kann irgend Jemandem, der solche Aeußerungen liest oder hört und der damit die Vergangenheit der Redner vergleicht, ein Zweifel über die Pläne und Absichten der Verschwörer bleiben?

Durch Seymours Erwählung wollen sie der „abolitionistischen Regierung" ein Ende machen. Wie? Hat ein Gouverneur des Staates New York das Recht, den Bundespräsidenten abzusetzen? Offenbar nicht. Und dennoch erwarten die Verschwörer als Resultat seiner Erwahlung eine Veränderung im Personal der Bundesverwaltung? — Noch einmal, wie? Etwa durch Lincolns freiwilligen Rücktritt? Aber dadurch würde ja Hamlin, ein viel ärgerer „Abolitionist," an die Regierung gelangen. Und wenn auch der zurückträte, Foot von Vermont und nach diesem Grow von Pennsylvanien, beides Radikale im Vergleich zu Abraham Lincoln.

Bleibt also, um die von F. Wood mit feierlichem Eide zugesagte „Veränderung des Personals" zu bewirken, nur Ein Mittel übrig: die Gewalt.

Und die Gewalt ist es, welche die Verschwörer im Schilde führen, die gewaltsame, bewaffnete Reation ist ihr Zweck. Seymours Erwählung soll ihnen nur die Gewißheit geben, daß sie stark genug sind, um zur Gewalt zu schreiten. (N. Y. A.)

Demokratisch.

Der bekannte Verräther und Erzknownothing, James Brooks, hielt vor kurzem eine Rede in New York, die jetzt nebst Whiskey dem Volk des gleichnamigen Staates präsentirt wird, um Propeganda für Seymour und Sesesh zu machen. In derselben heißt es nach der wörtlichen Mittheilung der Staatsbase rücksichtlich unseres Gouvernements:

Die Regierung ist nicht vom Menschen allein zum Schutze seiner selbst und der menschlichen Gesellschaft eingesetzt, sondern Gott selbst hat sie eingesetzt zum Schutze des Volkes gegen Anarchie und zur Aufrechthaltung und Bewahrung des Gesetzes und der Freiheiten des Volkes.

Also das Gottesgnadenthum wollen die Herrn Demokraten einführen. Ob Herr Brooks wohl bei Zeiten den Diktator Mac unter den Schutz göttlicher Gnade hat stellen wollen?

Verrath in höheren Regionen.

Am 30. Oct. wurden zwei Damen aus den „ersten Familien" des ritterlichen Virginiens, welche seit längerer Zeit in den höchsten Regionen Washington's sich bewegt hatten, auf ihrer Heimreise in St. Bernard, nahe Salem, arretirt. Es war eine Mrs. Turner, eine Matrone von 70 Jahren, und eine Miß Buckner, die noch nicht den zwanzigsten Sommer erlebt hatte und die mit allen den Westpointern so gefährlichen Reizen ausgestattet war. Begleitet waren sie von einem „Cavalier" Namens Buck Bailey.

Nach einem Bericht der N. Y. Tribune scheint es, als habe Sigel bei dieser unhöflichen Arretirung seine Finger mit im Spiel gehabt.

Die beiden Damen waren mit dem besten Geschütz gegen die Unionssoldaten bewaffnet, nämlich mit Pässen von Generalmajoren und Provostmarschällen und mit einem Certificat von einem gewissen Cabinetsminister, das ihrer Loyalität das glänzendste Zeugniß stellte. Zwei schwer beladene Wagen, denen durch die Pässe ungehinderte Passage gesichert war, enthielten die Gegenstände der Toilette und „einige wenige Artikel für den Gebrauch der edlen Familie."

Einige Personen im Dienste des Kriegs-Departements hatten indeß Verdacht geschöpft, — genug, trotz der Pässe und der Certifikate wurden die hohen Damen mitsammt ihrem Cavalier in St. Bernard angehalten, und trotz aller Proteste, grober und liebenswürdiger, wurden Gepäck und Hoops untersucht. Unter anderen Gegenständen fand man eine Menge Briefe von Rebellen in Washington an ihre südlichen Freunde und ferner unter dem gewaltigen Zweidecker der jungen Lady Quinine zum Werthe von $650. Erstere waren natürlich in aller Unschuld mitgenommen und letztere blos für den „Familiengebrauch." Trotzdem aber nahm man sich die Freiheit heraus, die beiden Damen als Spione nach Old Capitol Prison zu führen, wo die alte in Anbetracht ihres Alters etwas mehr Comfort, als gewöhnliche Gefangene, genießt, die junge aber, trotz ihrer sechszehn Sommer und ihrer Rosen, die unter Waiden blühen, hinter gemeinem Gitter und Riegel die schönen Tage von Aranjuez beweint.

Unter den gefundenen und confiscirten Briefen befand sich auch einer an Mrs. Peyton in Gordonsville, gleichfalls einer edlen Familie angehörig, in welchem es unter Anderem heißt:

„— — Schwester, welche letzte Woche aus New York zurückkam, hat ausgefunden, daß unsere Sache dort mehr Freunde hat, als sie sich vorgestellt hatte. Die "feelings"; gegen das Gouvernement sind sehr bitter, und zwar so sehr, daß man noch vor Weihnacht auf Blutvergießen in den Straßen rechnen darf."

Sollte man sich aber nun nicht endlich in Washington entschließen, gegen diejenigen Cabinetsminister und gegen die Generalmajore und Provostmarschälle, welche so bereitwillig Pässe und Loyalitäts Certificate an Spione ertheilen, eine Untersuchung einzuleiten?

Freilich am Ende kommt ja wohl doch nichts weiter heraus, als bei der Untersuchung wegen des Verrathes von Harper's Ferry. Alle werden unschuldig befunden — "nobody to blame."

Für Fluß und Meer.

Der „Chilicothe", eins der eisengepanzerten Ohio River Kanonenboote, welches in Cincinnati von Brown u. Co. gebaut worden ist, machte am 27. Oct. von Jeffersonville aus seine erste Probefahrt. Es ist 155 Fuß lang, 50 Fuß breit und geht 5½ Fuß tief. Das Verdeck ist mit 1 zölligen, die Seitenwände mit 2 zölligen Stahlplatten bekleidet. Die Fahrt fiel sehr befriedigend aus. Die Schnelligkeit des Bootes betrug 8 Meilen die Stunde gegen den Strom. Die Schießproben mit der aus 2 ungeheuern 11 zölligen Kanonen bestehenden Batterie waren gleichfalls gelungen und es muß besonders hervorgehoben werden, daß von Recochettirung der Geschütze und Erschütterung des Bootes und der Thürme absolut nichts zu merken war. Wer auf einem Kriegsschiffe sich befunden hat, während dessen Geschütz spielte, der wird diese außerordentliche Erscheinung zu schätzen wissen.

Gleichzeitig wird aus Washington gemeldet, daß das enorme eisengepanzerte Schiff „Keokuk" fertig ist und daß es am 15. Novbr. vom Stapel wird gelassen werden. Der „Keokuk" ist das einzige Schiff in seiner Art und von durchaus neuer Construction. Es sieht aus wie zwei in einander gebrachte Boote. Der Rumpf ist ovalförmig, das ganze Schiff ist aus Eisen gebaut und nur in der Kajüte findet sich etwas Holzwerk. Der Propeller, dessen Maschinerie sich ganz unter dem Niveau des Wassers befindet, ist im Stern angebracht. Unter dem Rumpf hat das Schiff keinen Kiel, sondern statt dessen erstreckt sich sowohl von dem Stern, als von dem Bug her bloß ein kielförmiger Eisenbalken von nur 16 Fuß Länge gegen die Mitte des Schiffes. Ein mächtiger Widder von 7 Fuß Länge ragt am Bug hervor, ähnlich dem des „Monitor."

Das Prinzip der Construction dieses Schiffes ist noch ein Geheimniß. Auch über die Batterie, mit der dasselbe versehen werden soll, darf nichts veröffentlicht werden. —

Aecht demokratisch.

„Ihr dürft euch todtschießen lassen für die Union, ihr Soldaten, aber stimmen dürft ihr nicht!" So kann man in jeder demokratischen Rede hören, so spricht fast jedes demokratische Journal. Namentlich sind die östlichen Blätter dieser Couleur mit Verwünschungen und Wuthausbrüchen darüber angefüllt, daß man in Iowa den Truppen im Felde das Stimmrecht einräumte, und über die Bemühungen, auch in anderen Staaten ihnen dasselbe Recht zu sichern, gerathen sie ganz außer Fassung.

Einzelne Journale, z. B. der Harrisburg Demokrat, geräth bei dem Gedanken daran so in Wuth, daß er von Revolution, Dolch, Gift und Blut in den nördlichen Staaten spricht. Van Buren, Brooks, Seymour, Wood, alle Häupter der New York Demokratie, sekundiren diesen Expectorationen auf das eifrigste. Natürlich, denn wer für die Republik Gut und Blut eingesetzt hat, wird nicht zu Gunsten der Rebellen stimmen.

Die wackern Bürger aber, die Geschäft und Heimath verließen, um für ihr Land und Gouvernement zu kämpfen, sowie deren Freunde und Brüder und Familien, sollten deß eingedenk, was die Demokraten sagen: „Unsere Soldaten mögen sich todtschießen lassen, — aber das Stimmrecht eines Bürgers sollen sie nicht haben."

Die Demokraten belieben also, diejenigen Bürger, welche für Freiheit und Recht das Schwerdt patriotisch ergriffen haben, als bloße Schergen zu betrachten! Aecht südlich-demokratisch!

Selbst den Rebellen zu schlecht, nämlich der Gen. Hindman, der jetzt im Gefängniß von Little Rock die Studien durchmacht, zu welchen er manchen braven Unionsmann dort angehalten. Dieser in Ungnade gefallene General wird nun nach Richmond gebracht, um hochnothpeinlich prozessirt zu werden. Sein Sündenregister ist kein geringes. In Corinth fälschte er Bragg's Namen und wurde als ehrlos nach Memphis gesandt; dort fälschte er Beauregard's Namen und zog von der City Bank eine Million Dollars, welche Summe in Arkansas verwendet werden sollte. Er proklamirte das Kriegsgesetz, saisirte alle Baumwolle und verbrannte sie und befahl, dasselbe mit allen Vorräthen zu thun, die vielleicht dem Feind in die Hände fallen könnten; er befahl ferner, alle Brunnen in der Gegend, durch welche Gen. Curtis ziehen würde, zu vergiften rc. rc.

Diese letzteren Maßregeln dürften doch wohl nicht als Anklagepunkte in Richmond gelten, da ja unter den Rebellen das Infamste, wenn es gegen die „Yankees" gerichtet ist, als gerechtfertigt angesehen wird. (N. Z.)